

Liebe Gäste, lieber Martin und liebe Lenara, die ihr diese Tagung organisiert habt, wofür ich mich ganz herzlich bedanke,

ich freue mich sehr, heute mit einem wohl eher ungewöhnlichen Thema dabei sein zu dürfen.

Im Dezember dachte ich für zwei Tage, es müsste doch ein Ruck durch die deutsche Medienlandschaft, sogar durch die Politik gehen: Die neueste internationale IGLU-Studie, die die Lesekompetenz bei Zehnjährigen getestet hatte, hatte ergeben, dass 18,9% - 18,9%! – von ihnen funktionale Analphabeten sind, die – darauf wird ausdrücklich hingewiesen - an den weiterführenden Schulen, an denen Lesefähigkeit in allen Fächern vorausgesetzt wird und deren Vermittlung keine Rolle mehr spielt, kaum eine Chance haben werden. *Nicht* darüber gesprochen wird in der Studie, welche Chancen funktionale Analphabeten *nach* der Schule in ihrer jeweiligen Gesellschaft haben werden, denn das sieht natürlich international sehr unterschiedlich aus; in einer Wissensgesellschaft wie der deutschen, in der es kaum unqualifizierte Tätigkeiten mehr gibt, für die man nicht lesen können muss, sicher sehr viel schlechter als mancherorts anderswo. Aber in den Medien blieb es daraufhin merkwürdig still. Ein paar Politiker-Interviews an den ersten beiden Tagen – dann nichts mehr.

Wenn wir uns zurückerinnern an die Reaktionen auf die erste PISA-Studie 2001, nach der man etwa zwei Jahre lang keine Zeitung oder Zeitschrift aufschlagen, keinen Sender einschalten konnte, ohne auf das Elend der mangelnden Lesequalifikation bei deutschen 15-jährigen zu stoßen, ist das schon verblüffend. PISA war der Startschuss für die Leseförder-Bewegung in Deutschland; ohne PISA 2001 wären wir heute nicht hier. Aber wo PISA damals

eine Schockwelle durch die deutschen Medien schickte, findet sich heute geradezu Gleichgültigkeit, vielleicht Resignation.

Ist das nicht verblüffend, wo wir doch heute noch sehr viel genauer wissen, wie grundlegend für ihr Leben das Lesen für Kinder ist, noch weit über die beruflichen Möglichkeiten und die Möglichkeiten zur Teilhabe an der Gesellschaft insgesamt hinaus? Dass es nachweislich – es gibt ja eine beträchtliche Zahl internationaler Langzeitstudien – die kognitiven Fähigkeiten stärkt, Kinder also schlauer macht: nicht schlauer als ihre Freunde, sondern schlauer, als sie es als Nichtleser wären. Dass es, was mir inzwischen fast wichtiger erscheint, die Empathie stärkt und außerdem jede Lektüre wie eine kleine Psychotherapie wirkt: All das wissen Sie selbst, sonst wären Sie nicht hier, darum will ich darüber nicht sprechen; wenn Sie wissen möchten, was ich dazu zu sagen habe, können Sie es leicht in verschiedenen Vorträgen auf meiner Homepage nachlesen.

Ich möchte Ihnen heute einfach etwas erzählen. Etwas, das Ihnen konkret überhaupt nicht helfen, vielleicht aber Ihren Blick weiten und Sie mit neuer Leidenschaft an Ihre Arbeit als Leseförderer gehen lassen wird, und das die Scham darüber, wie wir in Deutschland unter den vergleichsweise paradiesischen Bedingung in diesem Land mit dem Thema Lesen umgehen, eigentlich enorm steigern sollte. Und wundern Sie sich bitte nicht, wenn wir dazu unseren Kontinent zunächst einmal verlassen und auch das Thema Lesen für eine Weile vergessen.

Seit 2007, inzwischen also seit fast elf Jahren, engagiere ich mich in Swasiland, einem kleinen, in vielerlei Hinsicht erschreckenden Land im Süden Afrikas, der letzten absoluten Monarchie der Welt. Swasiland hatte damals die höchste HIV-Prävalenz weltweit, die durchschnittliche Lebenserwartung wurde – regional und in Stadt und ländlichen Gebieten unterschiedlich – offiziell mit zwischen 31

und 49 Jahren angegeben, 43% der Fünfzehnjährigen sind nach der letzten, drei Jahre zurückliegenden offiziellen Statistik Waisen. Unser Projekt, das mein Mann und ich mit unserer Möwenweg-Stiftung inzwischen gemeinsam mit einer anderen kleinen Stiftung in Fulda tragen, hat dort 100 Gebäude gebaut, sogenannte Neighbourhood Carepoints , in denen zwischen 3000 und 4000 Kinder täglich von ca. 700 ehrenamtlich arbeitenden Frauen aus den Dörfern betreut werden: Sie bekommen eine warme Mahlzeit (zumeist nur Maisbrei) und es gibt so etwas Ähnliches wie eine Kindergartenbetreuung. Ich bin vor drei Tagen gerade von meinem letzten Aufenthalt zurückgekommen, bei dem es schwerpunktmäßig um die Organisation von Vorschulbildung für diese Kinder ging. Seit 2011 gibt es auch eine medizinische Versorgung. Und auf Anstoß von *Ärzte ohne Grenzen*, die uns für diesen Zweck ein Fahrzeug überschrieben haben, wurden seit 2014 auch HIV-Testungen bei Kindern und Erwachsenen vorgenommen. Auf den Gedanken, mich auch in Swasiland um *Leseförderung* zu kümmern, bin ich zunächst, in Anbetracht der überwältigenden Probleme und der Notwendigkeit, überhaupt erst mal eine Basisversorgung zu gewährleisten, niemals gekommen.

Bei meinen Aufenthalten dort ging es stattdessen in den Gesprächen mit unseren Swasi-Mitarbeitern vor Ort, mit Ministerien, mit UNICEF, *Ärzte ohne Grenzen*, anderen dort angesiedelten NGOs immer nur darum: Wie können wir die Grundversorgung der Kinder gewährleisten, Essen, Gesundheitsvorsorge, ein Dach über dem Kopf und Betreuung? An Leseförderung zu denken, wäre mir wie ein geradezu lächerlicher Luxus erschienen. 2012 allerdings habe ich, ein bisschen auch für mich selbst und um meine nur schwer zu begreifenden Erfahrungen zu verarbeiten, das Buch „Es gibt Dinge, die kann man nicht erzählen“, danach dann die „Thabo“-Krimis geschrieben. Und ich kam ins Grübeln.

Ich selbst komme aus einer großen Familie mit ungefähr vierzig Cousins und Cousinen. In unserer Familie kam niemand auf die Idee, Abitur zu machen oder womöglich noch zu studieren. Wir wurden Einzelhandelskaufmann, Landwirt oder Bäckerei-Fachverkäuferin, und wenn wir einen Bildungsanspruch hatten, gingen wir vielleicht als Sekretärin ins Büro. Und dann tanzte ich aus der Reihe.

Aber wie war es dazu gekommen? Wieso ich? Ich wurde nicht besonders gefördert, meine Eltern hatten keinen höheren Schulabschluss, geschweige denn ein Studium. Was hatte ausgerechnet mich auf diese Abwege geführt?

Sie ahnen die Antwort. Von einem sehr frühen Alter an war ich ans Lesen verloren. Ich las so viel, dass meine Eltern sich Sorgen machten und mir über die Jahre immer wieder auch phasenweise das Lesen verboten. Ich las, weil ich damit aus meinem langweiligen Fünfziger- und Sechzigerjahre-Leben in einer kleinen Großstadtwohnung ohne Garten entkommen konnte. Ich las, um ordentlich zu lachen, um etwas über die große weite Welt zu erfahren, ich las, um mich zu trösten, wenn ich traurig oder todunglücklich war. Oft hat das Lesen mich gerettet. Und ganz nebenbei, davon bin ich überzeugt, hat es eben auch ständig neue Synapsen in meinem Kindergehirn geknüpft, hat es mich – um es ganz einfach zu sagen – schlauer gemacht. All das leistet ja eben das Lesen.

Während ich also nun meine Bücher über Kinder in Swasiland schrieb, begann ich mich plötzlich zu fragen: Könnten Bücher für viele Kinder dort nicht das Gleiche bedeuten wie früher für mich? Besonders für diese Kinder? Könnten sie nicht gerade für Kinder, deren Armut für uns unvorstellbar ist, die in Hütten ohne Strom, Wasser oder Spielzeug leben, geradezu einen Wendepunkt in ihrem Leben bedeuten, Weichen stellen, ihnen zumindest aber ab und zu kleine Fluchten aus ihrem schwierigen Leben erlauben?

Ich beschloss also, für unsere 100 NCPs Bilderbücher anzuschaffen. Und so erfuhr ich zum ersten Mal, was ich mir niemals hätte vorstellen können, was aber haargenau so für die allermeisten sub-saharischen Länder Afrikas gilt: Es gibt keine Kinderbücher – überhaupt keine! - in der Landessprache. Noch vor gar nicht so langer Zeit, und das finden wir dann ja immer romantisch, wurden Geschichten für Kinder und Erwachsene dort noch mündlich dem ganzen Dorf erzählt, ähnlich wie bei uns früher auch: Bevor sie in Deutschland vor fast zweihundert Jahren verschwinden konnten, haben zum Glück die Brüder Grimm viele der traditionellen Geschichten noch rechtzeitig für uns aufgeschrieben; und danach wurde das mündliche Erzählen bei uns dann durch Bücher ersetzt.

In den afrikanischen Ländern dagegen scheint zwar das traditionelle mündliche Erzählen unter einem Baum ebenso zu verschwinden; ersetzt wird es aber nicht durch Bücher, sondern gleich durch die sogenannten neuen Medien – batteriebetriebene Radios, z.T. durch das Internet, vor allem durch Handys. Bücher anstelle des mündlichen Erzählens entstehen vor allem für Kinder nicht. Denn wo es für Kinder keine Tradition des Vergnügungslesens gibt – und woher sollte die wohl kommen? - , gibt es auch keine Käufer für Kinderbücher. Und wo es keine Käufer für Kinderbücher gibt, gibt es auch keine Verlage und Autoren; und selbst wenn es einmal Verlage geben sollte – meistens dann als Spendenprojekte betrieben mit Mitteln aus Europa oder Amerika – haben diese Verlage in der Regel keinen Vertrieb, da es ja auch kaum Buchhandlungen gibt, d.h., die Bücher erreichen nur die Kinder im nächsten geografischen Umfeld der Verlage.

Und ein weiteres Problem kommt hinzu: In welcher Sprache sollten diese Bücher denn veröffentlicht werden? In Uganda gibt es 43 offiziell anerkannte Sprachen, in Kenia 61 und in Nigeria sogar 514. Selbst in Südafrika sind es noch

elf. Wer sollte die vielen Übersetzer bezahlen, bei dann ja doch nur sehr, sehr wenigen Käufern?

Kinderbücher in den Sprachen der Kinder gibt es darum praktisch gar nicht. Wenn überhaupt einmal Kinderbücher erscheinen, wie etwa bei dem von einem kanadischen Projekt getragenen Verlag Storymoja in Kenia, dann auf Englisch. Meine Bibliotheksbesuche in Swasiland waren darum deprimierend. Nicht nur, dass es in den Regalen höchstens ein paar abgegriffene, von amerikanischen Familien ausrangierte, gespendete Kinderbücher gab: Die Bibliothekare und Bibliothekarinnen verstanden auch mein Anliegen nicht. Lesen sollten Kinder allein um zu lernen, statt ihre Zeit mit Lesen zur Unterhaltung vergeuden. Zu diesem Zweck kommen Kinder auch tatsächlich in gar nicht so geringen Zahlen in die Bibliotheken, wo es sie denn gibt.

An diesem Punkt wurde ich trotzig. Zumindest *ein* Bilderbuch auf siSwati sollte es für die Kinder an unseren NCPs geben.

Eine Geschichte der *Bücherpiraten* aus Lübeck für Ihre Seite *1001 Sprache*, an deren Entstehung ich mitgewirkt hatte, *Schokokuchen auf Hawaii*, durfte ich samt Kinderzeichnungs-Illustrationen verwenden – es ist ja sonst schwierig, an rechtfreie Bilderbücher zu kommen, die man drucken und verteilen darf. Wir ließen die Bilderbücher von einer Mitarbeiterin in Mbabane auf siSwati übersetzen und druckten und verteilten sie an unseren 100 NCPs – nur um danach festzustellen, dass sie nicht vorgelesen wurden. Aber warum nicht?

Diese Geschichte muss den Frauen vollkommen grotesk erschienen sein. Denn eine Geschichte, die für Kinder in allen Ländern, in allen Kulturen der Welt funktioniert, ist schwerer zu erzählen, als man zunächst glaubt. Von Hawaii, dem Traumziel des Löwen Francesco, hatten weder „unsere“ Kinder noch die meisten der Ehrenamtlichen jemals gehört; einen Schokoladenkuchen konnten

sich diese Kinder, die froh sind, wenn es täglich eine Mahlzeit Maisbrei und als Luxus vielleicht noch schwarze Bohnen gibt, zum allergrößten Teil nicht einmal vorstellen; einen Schal hatte keins von ihnen; und was vermutlich das größte Hindernis war: Dass Dolly der Affe in dieser Freundschaftsgeschichte der beste Freund des Helden sein sollte, konnten sie unmöglich begreifen. Nicht in allen Kulturen sind ja Tiere, die wir für Bilderbücher doch irgendwie immer für international kompatibel halten, gleich konnotiert. Wir alle wissen z.B., dass Schweine in deutschen Bilderbüchern putzige Sympathieträger sind, während das keineswegs für muslimische Länder und auch nicht für Israel gilt. Und während wir in Europa Affen als menschenähnliche Tiere witzig und sympathisch finden, gelten sie in der Swasi Kultur als böse und unheimlich: Baboons sind nämlich die Tiere, auf denen, wie jeder von Kindesbeinen an weiß, Hexen von einem Ort zum anderen durch die Lüfte reiten wie Harry Potter auf seinem Besen. Von Baboons in der Nachbarschaft hält man sich lieber fern, weil sie mit Hexen im Bunde sind – und dass im Bilderbuch ein Affe ein freundliches, hilfsberechtigtes Tier sein soll, versteht kein Mensch. Damit bricht aber ein wesentlicher Teil der Geschichte zusammen, ein Erfolg konnte meine naive Bilderbuchaktion darum von vorn herein nicht werden. (Und ich habe außerdem gelernt, dass auch der Glaube naiv ist, fabelähnliche Geschichten könnten weltweit funktionieren.)

Viel wichtiger für das Scheitern war allerdings etwas Grundsätzlicheres: Auch bei jeder anderen Geschichte hätten die Frauen nicht wirklich gewusst, warum sie mit den Kindern überhaupt ein Bilderbuch ansehen sollten. Lesen zum Vergnügen ist eben in den meisten afrikanischen Ländern einfach kein vorstellbares Konzept, schon gar nicht Vorlesen für Kinder. Wie sollte es auch, wenn die Menschen es selbst niemals kennen gelernt haben? Es erscheint ihnen daher sinnvoller, ihre Zeit nicht damit zu vergeuden und stattdessen mit

den Kindern zu beten, zu singen, zu tanzen, englische Wörter zu lernen oder erste Zahlen.

Sollte ich also aufgeben? Ich beschloss, in einer nächsten Runde auf beides zu achten: Darauf, dass den Frauen etwas über die Bedeutung des Lesens, Vorlesens und Bilderbuchguckens vermittelt wurde, und darauf, dass die Geschichten nicht nur in der Sprache der Kinder gedruckt wurden, sondern auch aus ihrem Kulturkreis stammten, auch wenn ich dort bisher nicht fündig geworden war.

Denn natürlich gibt es afrikanische Autoren. Auch in afrikanischen Ländern gibt es ja logischerweise gebildete, auch literarisch gebildete Menschen - und in den vergangenen Jahren sind eine Reihe von Büchern, z.T. sogar Bestsellern von AutorInnen z.B. aus Nigeria oder aus Simbabwe, auch zu uns gekommen. Wenn man aber genauer hinsieht, leben diese Autorinnen zumindest einen Teil ihrer Zeit in den USA oder England, haben dort Literatur studiert, und ihre Bücher sind fast immer in einem amerikanischen oder britischen Verlag erschienen - natürlich nicht in ihrer Muttersprache geschrieben, sondern auf Englisch. Die nigerianische Autorin von „Children of Blood and Bone“ z.B., der Kinder-Fantasy Serie, die auf der letzten Buchmesse in New York als erstes international attraktives Kinderbuch aus Afrika bei einer Auktion unvorstellbare Summen aufrufen konnte und im März auch bei uns erscheinen wird, lebt in San Diego, Kalifornien, und gibt dort an der Universität Kurse in Creative Writing. Getragen wird die Wirtschaftlichkeit dieser Romane nämlich vielfach von dem zunehmenden Interesse der Leser westlicher Länder an Afrika. Das liegt auch an der schwierigen Infrastruktur des Buchmarktes in wohl den meisten afrikanischen Ländern selbst. In Swasiland, z.B., gibt es drei Buchhandlungen im ganzen Land, die größte ist zu 80% der Fläche ein Souvenirshop für Touristen, eine weitere liegt in einem Einkaufszentrum ebenfalls im Herzen der



Touristenzone, verkauft aber hauptsächlich religiöse Bücher – auf Englisch; die dritte kenne ich nicht, aber da auch sie in einem Touristengebiet liegt, vermute ich, dass auch sie zum größten Teil Souvenirs verkauft. Und obwohl es kaum Buchhandlungen oder funktionierende Vertriebssysteme gibt, springt bisher auch Amazon in Afrika nicht in diese Lücke, vermutlich da sie ökonomisch keinen Erfolg verspricht. Trotzdem ist deutlich, dass sich in den Ländern Afrikas unter schwierigen Bedingungen eine eigene und eindrucksvolle Literatur entwickelt - allerdings noch nicht oder kaum für Kinder.

Ende April 2016 habe ich schließlich, um ganz sicher zu gehen, dass meine bisherigen Erfahrungen aus Bibliotheksbesuchen, Gesprächen mit Universitätsmitarbeitern in der Hauptstadt Swasilands, etc. nicht nur zufällig waren, am zweitägigen Kongress sämtlicher afrikanischer Bibliotheksverbände der öffentlichen Büchereien teilgenommen, der in diesem Jahr zufällig ausgerechnet in Ezulwini, Swasiland stattfand. Die Erfahrung dieser zwei Tage war so eindringlich und beeindruckend wie keine Tagung oder Konferenz, die ich in den letzten Jahrzehnten egal wo erlebt habe, und erst dort ist mir die Situation wirklich klar geworden. Es ging in Referaten oder Workshops nämlich weder um Leseförderung, um strittige Fragen der Anschaffungspolitik, innovative Lösungen zur Archiv-Verwaltung oder Systematik, sondern unter dem Motto: *No one is left behind – libraries for development* am Beispiel von Best Practice Vorträgen um eine einzige Kernfrage: Wie kann unsere Bibliothek für unsere Community von Nutzen sein? Mit großem Elan wurden von Bibliothekaren, die kaum Bücher in ihren Regalen stehen haben, sie aber auch nicht zu vermissen schienen, Powerpoint Präsentationen angeboten: Wie sie mit Hilfe des in der Bibliothek vorhandenen PCs Kurse veranstalten zu Themen wie: *Entwicklung eines Business Plans, wie schreibe ich einen Lebenslauf?, Gesundheit, Landwirtschaft, Buchhaltung*. So hätten sie die Menschen in die

Bibliothek gelockt und ihnen deren Bedeutung für ihr Leben vermitteln können. In Kooperation mit Schulen boten manche Bibliotheken Kurse zur Vermittlung von ICT skills an – nicht natürlich am PC oder Tablet, da die Schulen in ihrer Region ja weder PCs noch Tablets noch Strom hätten, sondern in der Nutzung von Mobiltelefonen, verbunden mit Projekten zur Installation von Solar-Ladestationen für die Handys an Schulen. Andere Bibliotheken kooperieren mit den medizinischen Diensten der Community und versenden SMS an Patienten, um sie an die Abholung oder Einnahme ihrer Medikamente zu erinnern. Jede Bibliothek, so das Credo, müsse sich an den speziellen Bedingungen ihrer community orientieren: *Libraries are about encapacitating people. Make people come to libraries in order to be encapacitated!* Eigentlich deckt sich das haargenau mit dem, was bei uns vor über hundert Jahren die Gründer von Büchereien, damals oft Arbeiter-Bildungsvereine, im Sinn hatten.

Die Ideen, wie Menschen zu diesem Zweck in Bibliotheken gelockt werden können, waren vielfältig. Eine Bibliothek hatte eine Waschmaschine angeschafft, die rege genutzt wurde, während die Frauen sich dann in der Bibliothek umsahen, vielleicht sogar mit ihren Kindern Bücher anguckten; eine andere verschenkte an regelmäßige Besucherinnen Damenbinden – ein Luxus, den sich in vielen Ländern Afrikas 90% der Frauen nicht leisten können und der damit ein starkes Argument für einen Bibliotheksbesuch darstellt, vor allem für Mädchen, die aus diesem Grund oft in jedem Monat mehrere Tage die Schule versäumen. Worum es in keinem einzigen Beitrag ging, das waren Bücher.

Einig waren sich alle Teilnehmer, dass die Zukunft der Bibliotheken wie des Lesens und der Vermittlung von Literacy generell nur digital vorstellbar wäre. E-Books brauchen keinen Vertrieb, keine Buchhandlungen, keine Büchereien - all das müsste in diesen Ländern ja erst flächendeckend aufgebaut werden, und das bei einem kaum existierenden Markt – es ist also sehr, sehr

unwahrscheinlich. Durch E-Books dagegen wäre plötzlich auch für afrikanische Leser, egal wo, im Prinzip die gesamte Weltliteratur zugänglich, solange es ein Netz gibt – wobei das Vorhandensein einer Internetverbindung vielfach nach wie vor ein Problem darstellt, ich bin gerade vor drei Tagen wieder aus Swasiland zurückgekommen und kann noch ganz frisch ein Lied davon singen.

Das bekannteste – und vermutlich erfolgreichste – Portal, das Bücher (literarische wie Sachbücher) verschiedenster internationaler Verlage weltweit für Länder mit schwacher Buch-Infrastruktur in über vierzig Sprachen digital zur Verfügung stellt und auf der Konferenz von seinen Vertretern vorgestellt wurde, ist World Reader, das ursprünglich E-Books für E-reader zur Verfügung stellte. Aber die Anschaffungskosten für einen E-Reader sind so hoch, dass diese Geräte offenbar noch nicht einmal allen Buch-Insidern in Afrika bekannt sind – jedenfalls fragte mich der sehr engagierte, noch recht junge und durchaus medien-affine Vertreter des Bibliotheksverbandes von Uganda, neben dem ich während der Konferenz saß, was denn so ein E-Reader überhaupt wäre – davon hätte er noch nie gehört. Da auch World Reader diese unüberwindliche Hürde irgendwann bewusst geworden sein muss, bietet das Portal seine Bücher inzwischen mit Worldreader Mobile auch für Handys an.

Nun sind allerdings auch Smartphones wegen ihres Preises nicht weit verbreitet – darum ist es inzwischen tatsächlich sogar möglich, diese Bücher auf einfachen Handys – sogenannten *feature phones* oder *dumb phones* - zu lesen, wenn man sich über eine bestimmte Nummer eingewählt hat. Und da die Kosten natürlich für die meisten Leser auch so immer noch zu hoch wären, würden sie die ganze Zeit online lesen – Flatrates gibt es nicht - , gibt es Download-Möglichkeiten, bei denen die Daten so komprimiert sind, dass die Download-Kosten extrem gering bleiben und anschließend offline gelesen werden kann – pro Buch liegen sie bei ca. 5 Cent, je nach Land und Anbieter. Trotzdem bleiben eben auch diese

geringen Kosten bestehen. Außerdem zeigt die umfangreiche UNESCO Studie *Reading in the Mobile Aera* aus dem Jahr 2014, dass Texte in afrikanischen Sprachen, Texte afrikanischer Autoren und Texte für Kinder nur in sehr geringer Zahl im Angebot sind, obwohl die Nutzer von World Reader dringlich danach suchen. Der zweithäufigste Klick ist „My Language“. Auf siSwati, der Sprache Swasilands, gibt es aber auch bei World Reader kein einziges Buch.

In der UNESCO-Studie gab übrigens ein Drittel der World Reader-Nutzer an, Kindern vom Handy vorzulesen, ein weiteres Drittel sagt, sie würden das gerne tun, wenn es mehr Geschichten für Kinder gäbe. In jedem Fall liegt in diesem Modell – Lesen auf dem Handy – vermutlich die Zukunft. In Afrika haben immerhin mehr als zehnmal so viele Menschen ein Handy wie Zugang zu sauberem Wasser.

Zu dem Thema, um dessentwillen ich eigentlich auf die Bibliotheks-Konferenz gekommen war, nämlich Bücher für Kinder in den Muttersprachen der Kinder und mit Geschichten aus ihrem Umfeld (*local content in local languages for kids*), gab es keinen einzigen Vortrag und keinen Workshop, auch Gespräche mit Bibliothekaren verschiedener Länder ergaben nichts. Für die afrikanischen Konferenzteilnehmer war Freizeitlesen von Kindern, selbst im Interesse der Entwicklung von Literacy, kein Thema – oder höchstens eins ganz, ganz, am unteren Ende der Wichtigkeitsskala. Skurrilerweise war darum ausgerechnet ich es, die – zusammen mit einer jungen Mitarbeiterin des Goethe-Instituts Johannesburg, Sinenhlanhla Buthelezi - den dann doch sehr erfreuten afrikanischen Teilnehmerinnen mehrere Links zu Portalen mit rechtfreien Kindergeschichten in afrikanischen Sprachen nennen konnte.

Kein Wunder also, dass es nur so spärlich afrikanische Kinderbücher gibt, die ja übrigens nicht nur für die Kinder in den Ländern selbst, sondern auch für uns wichtig wären: Wie afrikanische Romane für Erwachsene unser Bild vom Alltag

in Afrika korrigieren und konkretisieren können, so könnte das ebenso mit Kinderbüchern afrikanischer Autoren passieren, die über afrikanische Kindheiten schreiben – und es gibt ja durchaus Verlage, z.B. Baobab oder Peter Hammer, die sich diesem Thema sehr engagiert widmen und ständig dringlich auf der Suche sind. Wenn man aber sieht, wie wenige Titel aus Afrika, einem Riesenkontinent mit 53 Ländern, dort in den vergangenen Jahren trotzdem nur erschienen sind, dann wird einmal mehr deutlich, dass es auch bei intensiver Suche keineswegs einfach ist, in der Kinderliteratur fündig zu werden. Denn selbst wenn es irgendwo einmal Kinderbücher geben sollte, entsprechen sie häufig nicht unseren Lesegewohnheiten, unseren Standards – und, übrigens, z.T. auch nicht unseren ethisch-moralischen Normen - und müssen intensiv bearbeitet werden, damit sie bei uns überhaupt Leser finden können.

Eine aktuelle Erfahrung, die das noch einmal bestätigt hat, habe ich dann im Februar 2017 gemacht, als ich in Südafrika und Namibia gemeinsam mit der Illustratorin Barbara Scholz zwei Workshops für KinderbuchautorInnen und IllustratorInnen aus diversen subsaharischen Ländern gegeben habe – aus Kenia, Uganda, Tansania, Äthiopien, Südafrika, Nigeria – sie fallen mir längst nicht alle ein - organisiert und finanziert von dem oben erwähnten Portal Worldreader, dem südafrikanischen Portal Bookdash und dem Goethe-Institut. Auch meine Erfahrungen dort mit den sonst wirklich großartigen AutorInnen haben zu meinem Kummer noch einmal bestätigt, dass es praktisch unmöglich sein wird, ihre Texte bei uns zu vermitteln.

Für meinen Wunsch, für unsere Kinder in Swasiland Bilderbücher in ihrer eigenen Sprache bereit zu stellen, hatte ich in der Zwischenzeit eine Lösung gefunden: Es gibt z.B. die Portale PRAESA, Träger des ALMA 2015, Nalibali und African Storybook, die Bilderbücher in afrikanischen Sprachen rechtfrei zum Download oder Druck zur Verfügung stellen. Für mich boten die Geschichten

von African Storybook endlich die Möglichkeit, zwei Bilderbuchanthologien mit Geschichten auf siSwati zusammenzustellen und in Südafrika drucken zu lassen; dieses Mal in der Gewissheit, dass es tatsächlich afrikanische Geschichten waren – wenn auch aus Kenia, Südafrika, Uganda, immerhin eine auch aus Swasiland.

Zuerst aber mussten die ehrenamtlichen Betreuerinnen davon überzeugt werden, ihren Kindern die Geschichten überhaupt vorzulesen und sie mit ihnen anzugucken. Während einer zweitägigen Fortbildung, die wir im April und Mai 2016 zum zweiten Mal für knapp 200 der ca. 700 Ehrenamtlichen unseres Projekts mit Referentinnen des Bildungsministeriums Swasiland zum Thema Frühpädagogik veranstalten konnten, ist eine Referentin auf meinen Wunsch hin auch auf das Thema Vorlesen eingegangen. Bezeichnenderweise hat sie die didaktischste der Geschichten ausgesucht und sie auch nur unter didaktischen Gesichtspunkten kurz präsentiert: Es geht darin um das Lernen der Farben. Auch für sie war Lesen zum Vergnügen, Vorlesen ohne eindeutigen Lerneffekt ganz offensichtlich kein Konzept und mit den Geschichten, die einfach nur lustig waren, konnte sie vermutlich nicht so viel anfangen.

Aber warum haben wir die Bücher überhaupt *drucken* lassen? Warum nicht einfach auf den digitalen Zugriff setzen, wenn doch African Storybook seine Bilderbücher ohnehin digital anbietet und die Betreuerinnen der Kinder Handys besitzen?

Hier zeigt sich die Schwierigkeit selbst kostenfreier Portale, die ich oben schon angedeutet habe: Die Ehrenamtlichen besitzen zwar vermutlich alle, zumindest fast alle, ein Handy, fast ausnahmslos natürlich *dumb phones*. Aber auch auf diese *dumb phones* könnten die Geschichten, das hatte ich bei der Vorstellung von World Reader erklärt, ja herunter geladen und den Kindern vorgelesen werden.

Das Problem besteht allerdings darin, dass die Frauen im abgelegenen Shiselweni natürlich erstens kaum Zugang zum Netz haben; und dass außerdem so unvorstellbar armen Menschen wie den meisten von ihnen auch das Geld für Handyguthaben fehlt. Nach Aussage unserer örtlichen Mitarbeiter hungern viele Menschen, um ihr Handy nutzen zu können. Ganz sicher wäre kaum eine der Frauen bereit gewesen, ihre kostbare *airtime* für Kindergeschichten zu vergeuden, an deren Bedeutung sie ohnehin nicht glaubt. Um das noch einmal zu verdeutlichen: Das Herunterladen einer Geschichte kostet umgerechnet fünf Cent. Gerade bei meinem Aufenthalt in den letzten Wochen ist mir aber noch einmal deutlich geworden, wie unvorstellbar viel das für diese Frauen sein muss. Swasiland hat nämlich ein eigens Handynetz, es gibt kein Roaming, und um telefonieren zu können, muss man sich eine Swasi-MTN-SIM-Card kaufen. Als ich jetzt wieder da war, wollte ich das wie jedes Mal an der Grenze tun – SIM-Cards laufen nämlich nach drei Monaten aus, man braucht sie immer wieder neu - , aber es gab keine fliegenden Händler wie sonst immer. Also habe ich auf der Fahrt durch Shiselweni an jedem General Dealer angehalten, um eine Karte zu kaufen, bis ich schließlich bei einem fündig wurde. Das Aufladen von *airtime* allerdings stellte sich als schwierig heraus: In dieser armen Gegend nämlich war die größte Einheit, in der man *airtime* kaufen konnte, 5 Emalangi, umgerechnet ca. 30 Cent. Als ich nach mehr fragte, sagte die verblüffte Verkäuferin, das gäbe es nicht, das würde doch niemand kaufen. Ich könnte ja mehrere Aufladekarten nehmen.

Glaubt im Ernst jemand, ein Mensch, der sich höchstens Handyzeit für 30 Cent leisten kann und schon dafür eventuell hungern muss, wird 5 Cent davon für das Herunterladen von Geschichten ausgeben, an deren Bedeutung er ohnehin nicht glaubt?

Hinzu kommt, dass selbst offline gelesen die Geschichten den Akku leeren würden. In einer Gegend, in der es schwierig ist, an Strom für das Aufladen eines Handys zu kommen, wären viele sicherlich auch dazu nicht bereit. Darum blieb Print in unserem Fall die einzige Möglichkeit. Und diese Situation ist sicher auch auf andere Länder oder Regionen Afrikas übertragbar. Wo weder die Internet- noch die Stromversorgung flächendeckend besteht und wo zudem die Armut so groß ist, dass man keinen einzigen Cent für den Download selbst einer kostenfreien Geschichte entbehren kann, können auch digitale Konzepte noch nicht ausreichend greifen. Trotzdem, davon bin ich überzeugt, gehört ihnen die Zukunft.

Wirklich glücklich macht mich, dass die Bilderbuch-Geschichte, die ich für den AutorInnen-Workshop in Südafrika geschrieben hatte, nun auch tatsächlich nach Südafrika und Swasiland gekommen ist. In Südafrika wurde sie auf Zulu in KwaZuluNatal an Kinder in Townships verteilt durch eben jene Mitarbeiterin des Goethe-Instituts, Sinenhlanhla Buthelezi, mit der gemeinsam ich auf der Bibliothekskonferenz die Internet-Portale vorgestellt hatte, eine junge Zulu, die gerade in Bonn ihren Master macht; in Auftrag gegeben wurden die Illustrationen einer jungen Südafrikanerin, die an unserem Workshop in Johannesburg teilgenommen hatte, von *Seiteneinsteiger Hamburg* für ihr Projekt *Buchstart*, dessen Schirmfrau ich bin. Aus Anlass des zehnjährigen Jubiläums im vergangenen Jahr wurde das kleine Bilderbuch nämlich im Juni 2017 beim „Wichtefest“ in Hamburg an Hamburger Kinder auch auf Deutsch verteilt. Bei einem Mini-Marathon konnten sie ein Buch für sich selbst und für ein Kind in Südafrika oder Swasiland erlaufen oder erkrabbeln. Gespendet wurden die Bücher von Gruner und Jahr.

Auch in Swasiland sind nun 2000 Exemplare angekommen, und bei meinem jetzigen Aufenthalt konnte ich die ersten davon an Kinder in unserem Projekt



verteilen und mit den ehrenamtlichen Betreuerinnen darüber sprechen. Dabei war ich regelrecht begeistert, als mir die Frauen an einem der Neighbourhood Carepoints, der so abgelegen ist, dass man ihn bei Regen nicht einmal mit einem Geländefahrzeug erreichen kann, erzählten, dass bei ihnen an jedem Samstag nachmittag ein Reading Club für Kinder stattfindet. Eine andere Organisation hatte dafür einige wenige Bücher gespendet. Es bewegt sich also etwas auf dem Gebiet Leseförderung in Afrika, selbst unter den dortigen für uns unvorstellbaren Bedingungen – und auch bei uns muss sich etwas bewegen.

Ich weiß, dass Ihnen dieser Bericht für Ihre konkrete Arbeit überhaupt nichts nützt. Aber vielleicht macht er deutlich, dass wir bei uns in Deutschland zumindest eine geradezu paradiesische Ausgangsbasis haben, die uns eigentlich immer selbstverständlich erschienen ist: Es gibt Kinderbücher in gigantischer Zahl und inzwischen auch eine zumindest verbale Anerkennung der Bedeutung des Lesens bis hoch in die Politik, die sich allerdings nicht immer in der Verteilung der Mittel widerspiegelt. Andererseits aber haben wir es bei unserer Arbeit mit Kindern zu tun, die sich durch eine große Medienfülle nicht ansatzweise so auf die Freuden des Lesens – das ja zunächst unendlich schwierig ist! – angewiesen fühlen wie Kinder in Afrika ohne Strom, Wii, Gameboy oder Fernseher. Auch das ist sicher mit ein Grund für die erschreckenden 18,9% bei IGLU und genau das macht unsere Arbeit auf vollkommen andere Weise schwierig, die ich ganz sicher nicht unterschätze. Aber wenn mir zu meiner eigenen Verblüffung im vergangenen Jahr der Bundesverband der Kinderpsychotherapeuten für meine Bücher seinen Ehrenpreis verliehen hat – einen Preis, der sonst an Wissenschaftler für ihre Forschungen geht - dann zeigt das sehr deutlich, dass längst nicht mehr nur wir Kinderbuch- und Lesefördermensen an die überwältigende Bedeutung des Lesens für Kinder - und gerade auch des Lesens zum Vergnügen! - glauben.

Darum müssen wir alle weitermachen; und nicht nur still und im Verborgenen. Wir sollten lauter werden, wir sollten Forderungen an die Politik stellen, wir sollten die Lehrer und ihre Organisationen unterstützen in ihren Forderungen, dass die Länderhaushalte deutlich mehr Mittel für Grundschulbildung ausweisen müssen, um unter den heutigen Bedingungen an Grundschulen Lesefähigkeit in Kleingruppen zu vermitteln – denn die 18,9% der Kinder, die bei IGLU nur die Kompetenzstufe 1 oder 2 erreicht haben, werden trotz allen leseförderischen Engagements ganz sicher keine Vergnügungsleser werden. Und dann sollten wir um die – auch ökonomische! - Anerkennung der Arbeit all jener kämpfen, die sich bemühen, das Lesen gerade für solche Kinder attraktiv zu machen, denen das von zu Hause aus nicht mitgegeben wird.

Wer sollte denn für das Lesen laut werden, wenn nicht wir? Natürlich schlagen auch die Lehrer Alarm, aber sie kämpfen an so vielen Fronten, sie haben mit so vielen verschiedenen Problemen zu tun, dass das Lesen ganz sicher nicht ihr wichtigstes Thema ist, für das sie auf die Straße gehen würden. Schlaflose Nächte aus Angst vor dem kommenden Tag haben Lehrer, weil ihnen eine sinnvolle, Erfolg versprechende und: für sie erträgliche Arbeit zum Beispiel unter den derzeitigen Bedingungen der Inklusion fast unmöglich erscheint - und nicht, weil Kevin oder Chantal oder meinetwegen auch Heinrich noch nicht sinnentnehmend lesen kann. *Unser* Thema aber ist das Lesen. Wir sollten daran glauben und uns immer wieder darin bestärken, dass unsere Arbeit wichtig ist und für das Leben der Kinder einen Unterschied macht; und dass wir darum Forderungen stellen dürfen.

Für Augenblicke des Zweifels oder der Mutlosigkeit möchte ich mit einem Satz Nelson Mandelas schließen, der selbst – wenig überraschend! - ein leidenschaftlicher Leser war, und mit dem die Bibliothekstagung in Ezulwini beschlossen wurde – weil ich so viel über Afrika gesprochen habe, erscheint

mir dieses Zitat gerade von ihm heute sehr passend. Wenn Sie entmutigt sind, wenn Sie glauben, dass Sie wieder nicht die Mittel für ein Projekt auftreiben werden oder dass ihre Arbeit bei den Kindern überhaupt nichts zu bewirken scheint, dann sprechen Sie sich mit Mandela, der vor ganz anderen Aufgaben stand als wir alle hier, einfach Mut zu: „It never seems possible – until it’s done.“

Vielen Dank.